GHIMEL LEHMIG

DAS GALAKTISCHE MUSEUM ODER DAS GELEE IN DER HOSE

BUCH 3 | ABGÄNGE

EIN ILLUSTRIERTER ROMAN

keiper

www.editionkeiper.at
edition keiper, Graz 2017
1. Auflage Oktober 2017

Produktion: Klaus Ziegler
Projektleitung: Jakob Pock
Illustrationen: Gernot Pock
Bildbearbeitungen: Kata Buschek
Technische Beratung: Thomas Maier
Layout und Umschlag: Kata Buschek
Lektorat: Werner Schandor
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Schrift: TeX Gyre Schola (GUST Font License),
Colaborate (GNU General Public License)
Bildnachweise: Seite 141

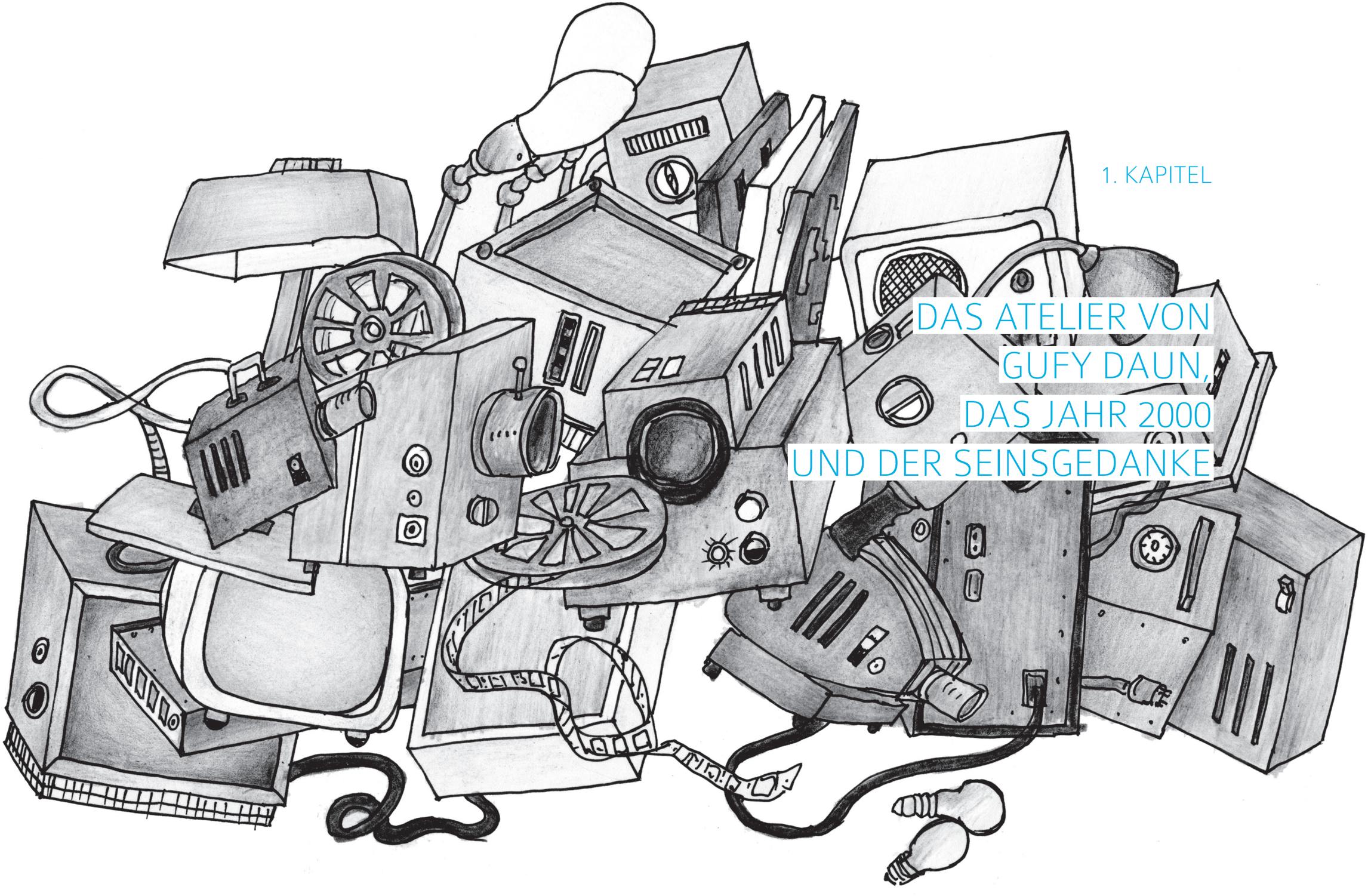
© 2017 Klaus Ziegler
Alle Rechte vorbehalten!

www.ghimel-lehmig.com

ISBN 978-3-903144-38-5

STELL DIR VOR, DU STELLST DICH VOR DICH
UND HINTER DIR STEHT NIEMAND.

DETLEV HARTMANN



1. KAPITEL

DAS ATELIER VON GUFY DAUN, DAS JAHR 2000 UND DER SEINSGEDANKE

Das Jahr 2000 galt es zu begrüßen. Sechs Monate sind seit der Geburtstagsfeier von Paule vergangen. Das Galaktische Museum hat unsere Hirne umgepflügt, ja, neue Gleise gelegt – Endstation ungewiss.

»Ich lebe im Turm, in einem Flakturm in Wien nahe der Gumpendorfer Straße, von meterdicken Betonwänden umschlossen«, antwortete mir Gufy Daun auf die Frage, wo er wohne. »Ich programmiere dort die Computer, um Kunst zu schaffen. Ich wohne geschützt, doch manchmal beschleicht mich das Gefühl, in einem Albtraum zu geistern, in dem der Holocaust, als Akte angelegt, in digitaler Form archiviert ist und kein Gefühl mehr in uns wachruft.«

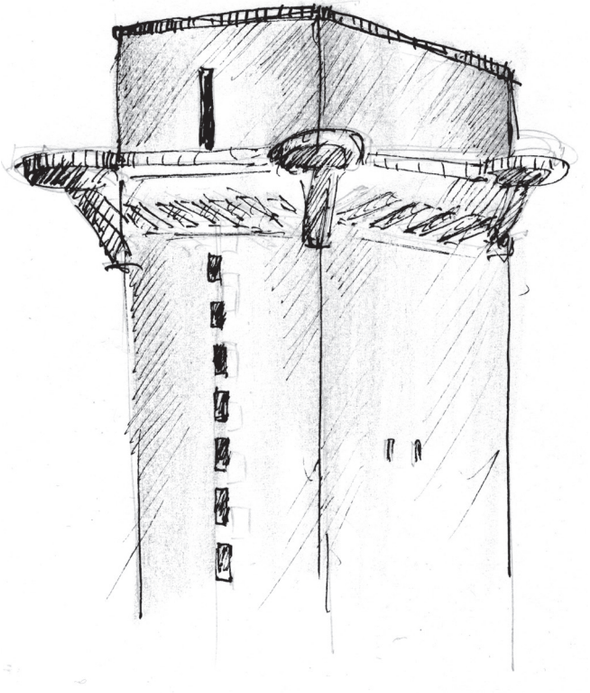
Es nieselte, und es roch noch immer nach Allerseelen, obwohl die sinnentleerte fröhliche Weihnachtszeit die Gemüter aller ordentlich gebeutelt hatte. Der Dezember ging zu Ende.

Mich fröstelte und auch Adi, die Kartoffel, der neben mir ging, klappte aus seiner schwarzen Schiffermütze die Schützer über die Ohren und zog seinen Dufflecoat enger zusammen. Wenn Kartoffeln gefrieren, schmecken sie faulig süß; es ist gut, dass Adi sich warmhält. Dachte ich.

Das neue Jahrtausend soll nicht nach fauligen Kartoffeln schmecken.

»Mein Atelier ist nicht zu verfehlen!«, hatte Gufy Daun gesagt. »Die Gumpendorfer Straße runter, im Esterházypark, da steht ihr dann an.«

Vor uns erhob sich bleiern eine nasse Wand: Ein Klotz – wirklich nicht zu übersehen –, der sich in der Breite und im Grau des Himmels verlor. Der ehemalige Flakturm war von der Deutschen Wehrmacht zur Verteidigung von Wien gebaut worden; eine Architektur besonderer Art, die sich jeder gestalterischen Annäherung entzog. Selbst den Graffiti-Künstlern gelang, bedroht von der Wucht des Monolithen, nur eine mickrige Signatur.



»Kurz nach dem Krieg gab es hier ein Hotel«, sagte später Gufy Daun. »Der Ausblick, wurde den Gästen erzählt, wäre mit Fenstern grandios. Aber es gab keine Fenster. Ein Flakturm mit Fenstern hätte dem Einsatzzweck widersprochen. Ein Flakturm darf keine Fenster haben! Das mussten die Hotelgäste als Nachnutzer verstehen. Dafür betrug die Temperatur im Turm konstant 12 Grad. Im Sommer angenehm frisch, im Winter auch ohne Heizung halbwegs warm. Doch die Gäste wussten das nicht zu schätzen. Das Hotel lief nicht gut, und der Nächtigungsbetrieb wurde nach einiger Zeit eingestellt. Mir wurde auf mein Ansuchen hin von der Magistratsabteilung 19, die nach neuen Funktionen für diese Feste suchte, eine Suite zugewiesen.«

Uns wurde eine andere Version zugetragen, nach der Gufy Daun ein Gspusi mit der Frau des Abteilungsleiters der MA 19 hatte, der augenscheinlich hinter die Sache kam und voll Arglist einen Ort der Verbannung suchte, wobei ihm naheliegend der Flakturm einfiel – wusste er doch von der Phobie seiner Angetrauten vor fensterlosen Räumen.

Weiters wurde kolportiert, dass die Beziehung zwischen Gufy und der Beamtengattin ziemlich schnell in die Binsen ging: Das Gspusi weigerte sich aus oben erwähntem Grund, die Suite aufzusuchen, und die Liebe wurde in den angrenzenden Park verlegt. Die Beziehung kühlte bei der damals herrschenden, unfreundlichen Witterung recht schnell ab. Die Suite jedoch behielt Gufy Daun.

»Ich wurde als Proband für zukünftige Nutzungen eingesetzt«, sagte Gufy Daun. »Wien beherbergt mehr Künstler als New York, und sie leben alle ohne Aussicht. Da ist es naheliegend, adäquaten

Raum für Künstler zu schaffen – aussichtslos, wie sich von selbst versteht. Ich weiß nicht, warum das Projekt ad acta gelegt wurde. So konnte ich meine Suite um angrenzende Räume erweitern. Zum Glück.«

Der Grund, warum sich die Nachfrage nach diesen Ateliers in engen Grenzen hielt, war uns schon aufgefallen, als wir im Licht einer schwach leuchtenden Glühbirne die kalten Gänge nach Gufys Bleibe absuchten. Die modrig grauen Wände warfen den Rhythmus unserer Schritte in verzerrtem Hall wider. Es ging eine steile Betonstiege nach oben, dort wieder nach rechts, dann nach links und wieder geradeaus. Adi, die Kartoffel, und ich waren am Ende eines Ganges einige Stufen hinuntergestiegen und standen vor einer mit Metall beschlagenen Tür.

»Eintreten ohne klingeln!«, stand in großen Lettern auf der grün gestrichenen Tür.

Einen spannenderen Rahmen für eine adäquate künstlerische Nutzung konnten wir uns nicht vorstellen, aber auch für ein Foltermuseum hätte der Ort gut gepasst. Das sagten wir Gufy Daun, der uns, indem er auf die Peristaltik der Kolloidreaktion eines jeden guten Gedankens hinwies, aufklärte, dass dies bereits projektiert sei, und zwar im nahe gelegenen Luftschutzkeller: als Augenschmaus mit den dazugehörenden wissenschaftlichen Texten, um den Besuchern Einblick in die gängigen Praktiken der Ehr-, Leibes- und Todesstrafen unserer Vorväter zu geben.

Als wir die Schwelle überschritten und die Tür sich hinter uns mit einem Krachen schloss, kam uns so vor, als ob wir einen Teilbereich unseres Galaktischen Museums vor uns hätten.

Dies sei sein Schlaf- und Wohnzimmer, klärte uns Gufy Daun auf, die nächste Tür führe in Küche und Kabinett, von dort gehe eine Tür rechts in das Atelier und links in das Klo. Der Grundriss sei einfach und übersichtlich, und an die gleichmäßige Temperatur von 12 Grad gewöhne man sich schnell. Das glaubten wir ihm: Er stand im Hemd da. Uns verlangte beileibe nicht nach Ablegen der Mäntel.

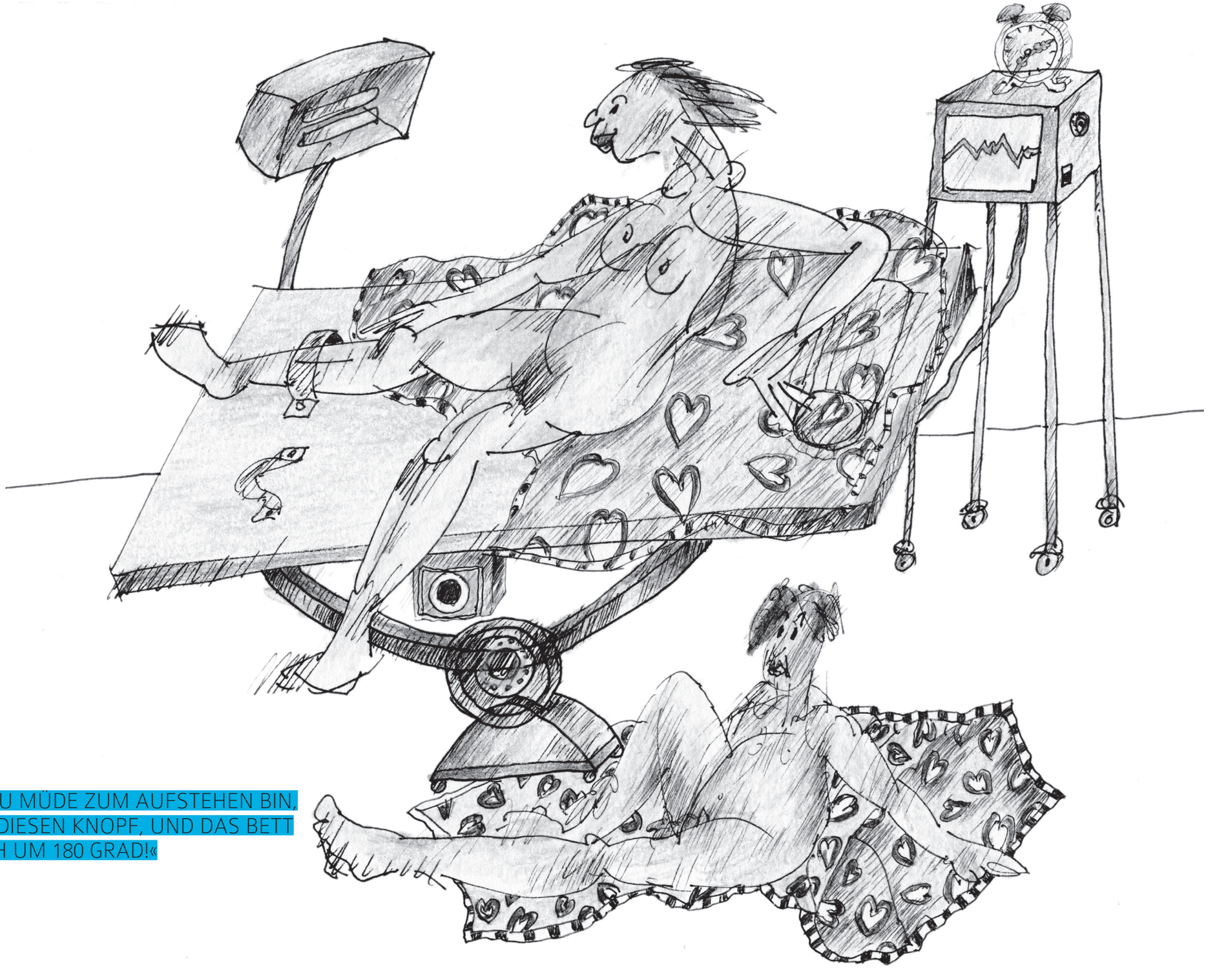
Lag es am Hemd mit seinem steifen Kragen, lag es an der streng gebügelten Hose, lag es vielleicht am kalten Licht, das die Neonröhren entlang der Betonwände auf unseren Gastgeber warfen … Gufy Daun wirkte in diesem Kontrast wie zu Hause. Er strahlte eine innere Ruhe aus; Gufy Daun war hier bei sich, das spürten wir.

In der Mitte des Schlaf- und Wohnzimmers stand ein ausgemusterter Operationstisch aus dem alten Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien, bezogen mit schwarzer Bettwäsche aus Satin; Tuchent und Kissen waren mit Herzen bedruckt, in einem Rot, das keine Sehnsucht kennt. Ich dachte an rote Tulpen, die als Abschiedsgruß einen Sarg bedecken. Das sei sein Bett, ein irrsinnig praktisches Gebilde!, wie Gufy Daun betonte: »Es ist in der Länge, der Höhe, der Breite und der Tiefe verstellbar. Es lässt sich in jede Dimension drehen. Wenn ich zu müde zum Aufstehen bin, drücke ich diesen Knopf, und das Bett wendet sich um 180 Grad! Da liege ich schnell am Boden«, sagte Gufy Daun und ich fragte mich, ob er bewusst eine vierte Dimension erwähnt hatte.

Eine Operationsleuchte verbreitete ihr gleichmäßig gleißendes Licht auf eine Unzahl von weiß lackierten, fahrbaren Beistellwagen, die auf gläsernen Flächen Bücher und Hefte aufnahmen; ein Tablett war mit Geschirr vollgeräumt, ein anderes trug ein Mikroskop, auf einem weiteren stand ein Goldfischglas, in dem drehte Goldfisch Jörgi seine Kreise und formte dabei tonlose Ohs. Neben Jörgi erinnerte eine Computertastatur mit kleinem Monitor und einem Kabelgalgen, an dem sechs Strippen hingen, an ein futuristisches Folterinstrument, dabei war es nur ein veraltetes EKG, das immer noch funktioniere.

Ein weiterer Wagen wurde von einem medizinischen Gerät beschwert, das die Blutdruckwerte aufzeichnete. »Verwende ich fast täglich!«, sagte Gufy Daun.

Gegenüber dem Bett war ein Geviert auf der ansonsten grauen Wand weiß gestrichen. »Meine Projektionswand!«, wie Gufy erklärte.



»WENN ICH ZU MÜDE ZUM AUFSTEHEN BIN, DRÜCKE ICH DIESEN KNOPF, UND DAS BETT WENDET SICH UM 180 GRAD!«

»Hier schau ich mir die Filme an, die unsere Eltern einmal drehten. Die Jugend macht heute alles genau so; sie zeichnet nur die Dinge digital auf, das ist der Unterschied. Der Inhalt bleibt sich gleich. Die Hochzeitstorte ist dieselbe, und ebenso die zwei Hände, die gemeinsam mit dem Messer das Symbol ihres Lebens aufteilen. Die Begräbnisse sind Begräbnisse, Besäufnisse sind Besäufnisse, die Taufen sind Taufen, egal ob auf Film gedreht oder digital archiviert. Die Kerzen auf dem Geburtstagskuchen erhellen im letzten, erlöschenden Flackern den Triumph, noch so viel Puste auszustoßen.«

Wir wussten um das Faible von Gufy Daun für altes Filmmaterial, wobei sein Hauptinteresse dem Familienfilm galt. Jeder Urlaubsfilm war für Gufy Daun eine Offenbarung; manchmal schlich sich Privates ein: Ein Er im Schlafanzug aus Frottee oder eine Sie im selbst gehäkelten Negligé aus Wolle. Das waren dann die bewegenden Momente, an denen er hängen blieb – dieser verstohlene Blick durch das Objektiv auf die intime Sphäre, die zuweilen die Schranken durchbrach. »Dafür«, so sagte uns Gufy Daun, »gibt es die Selbstauslösung.« Dieses Wort gefiel uns sehr.

Der Wohn- und Schlafraum war zugleich der Arbeitsplatz. Dort, wo Gufy Daun arbeitete, schlief er auch: in einem Sammelsurium von ausrangierten Krankenhausgeräten, verschnitten mit einem Filmstudio und Vorführraum.

»Mein Voyeurismus hat misanthrope Züge, könnte man vermuten, aber glaubt mir, es ist nur die Distanz, die es mir erlaubt, Geschehenes zu akzeptieren. In Wirklichkeit bin ich Menschenfreund.« Auf der Suche nach der Wirklichkeit klapperte er Woche für Woche die Altwarentandler ab, die ihn schon kannten und ihm manchen Achtmillimeterfilm kostenlos überließen.

Im Laufe der Jahre hatte sich eine Fülle an Filmrollen angesammelt, die nun die metallenen Wäschekörbe vom alten Allgemeinen Krankenhaus füllten, in anderen Containern sammelten sich Wunderwerke der Mechanik: Filmkameras, die Herzen einst hatten höher schlagen lassen. Ein ganzes Arsenal an Vorführgeräten aus alter Zeit hatte Gufy gesammelt. Die Projektoren füllten den Wohnraum aus, und die Kabel zu ihrer Stromversorgung spannten sich kreuz und quer durch den Raum. Ein Doppelstecker nährte einen Dreifachstecker, eine Filmleuchte strahlte die andere an, während im hinteren Eck eine abmontierte Sitzreihe aus dem Raucherkino Rondell an die Wand gedübelt war, auf der die Besucher – es gab deren nur wenige – Platz nehmen konnten.

Denn was gezeigt wurde, war eigentlich nicht sehenswert. Oder soll man glauben, die 60 kleinen Kerzen, die ein Opa, den man nie im Leben gesehen hatte, im Kreis seiner lachenden Lieben auspustete, seien unsere Aufmerksamkeit wert? Und doch hatte es einmal eine Bedeutung gehabt, »und um die kommen wir nicht herum!«, wie Gufy nickend konstatierte. »Ich suche und finde hier zuweilen einen Zipfel des Lebens, eine Bestätigung dafür, dass es sich lohnt.«

Dabei nahmen seine wässrig graublauen Augen die Farbe des Flakturms an, unzerstörbar und derzeit ohne Funktion.

Gedankenverloren tippte Gufy Daun auf den Filmprojektor, einen Pentax PM 81; vor 40 Jahren wurde er von den ehemaligen Zeiss-Ikon-Werken in Dresden, in der Elbestadt Dresden, zum ersten Mal als Magnettonprojektor auf den Markt geworfen. Gufy Daun sagte mehr zu sich: »Robust, sehr robust. Noch echtes Stahlblech und ein eiserner Fuß mit Dreipunktauflage, ein schweres Ding, das nichts erschüttert.« Dabei lächelte er still in sich hinein. Dieses Wunderwerk der Technik mit einer Bildfrequenz von 18 Bildern pro Sekunde stand hinter Gufys seltsamem Bett auf einer Ablage für Bluttransfusionen. Eine Filmrolle, zur Hälfte abgespult, hing eingefädelt in Führungsrollen und wartete darauf, in der Aneinanderreihung der Bilder eine vergangene Zeit wiederzugeben.

»Eine Taufe! Die konnte ich mir nicht zu Ende anschauen, das Herz spielt nicht mehr mit!«, sagte Gufy Daun. Er erklärte uns, dass er beim

Betrachten der alten Filme immer seinen Blutdruck und das EKG kontrolliere, um rechtzeitig gewarnt zu sein. Ja, er sehe es als dringend erforderlich an, beim Filmschauen auf seine Gesundheit zu achten. Er schaltete den Pentax-Projektor ein und projizierte die Filmsequenz an die Wand.

Das Baby, ein Junge, die blonden Haare zu einer Tolle geformt, war schon fast ein Jahr alt und vom Grießbrei, den er mehrmals am Tag zu schlucken bekam, rund und mollig. Urgroßmutters Taufkleid, in das einer alten Familientradition wegen das füllige Kind gesteckt worden war, erwies sich als zu klein: Es war auf der Rückseite aufgeschnitten und hing wie ein spitzenbesetztes Schnäuztuch über dem aufgeblähten Bauch und bedeckte etwas mehr als den Nabel. Als Papa sein Kind aufhob und dem Priester entgegenstreckte, kackte der süße kleine Bub in das Taufbecken. Das machte die Mutter hysterisch. Sie grapschte nach ihrem Wonneproppen. Das Kind, im Gesicht schon blau angelaufen, schrie gellend in höchsten Tönen, was auf der Tonspur als völlig übersteuertes Quieken rüberkam. Die Mutter griff in ihrer Hektik daneben, und das Baby glitschte ihr aus: Es fiel platschend in das Taufbecken, und das mit Babykacke vermischte Wasser versaute Hochwürden die Soutane.

Während Adi und ich uns vor Lachen krümmten, stand die auf dem Film verewigte Verwandtschaft betreten um Hochwürden herum … mit Verwunderung in den Augen. Und niemand lachte!

Gufy schaltete den Projektor aus.

»Wer sind diese Menschen? Welches System hat sie geformt? Welcher Sinn steckt in ihrem Dasein? Diese Fragen sind es, die ich mir stelle. Auf diese Fragen suche ich die Antwort«, sagte Gufy Daun. »Vielleicht finde ich dann heraus, warum ich auf der Welt bin.«

Die Filmvorführung war zu Ende. Wir bahnten uns eine Schneise durch das Wohn-Arbeits-Schlafzimmer, das einem Krankenhaus-OP

mit Erinnerungslabor glich, und trafen in der Küche, die zugleich das Badezimmer war, auf Flouise. Sie stand auf der einzig freien Fläche des Raumes vor dem Kühlschrank und goss sich Wein in ein Kaffeehäferl. »Den Wein habe ich selber mitgebracht, vom Billa, drittes Regal rechts. Mehr ist nicht da!«, sagte Flouise und öffnete den Kühlschrank, der mit Plastikbeuteln, Glasplättchen und Phiolen angefüllt war.

Das konnte eine lustige Silvesterfeier werden. Adi, die Kartoffel, wurde ausgeschickt, noch einige Flaschen zu kaufen.

Ich sah mich unterdessen bei Gufy Daun um. Auch die Küche sah nicht wie eine Küche aus: Abwasch und Dusche bildeten eine Einheit und standen mitten im Zimmer. Ein elektrisches Kabel – isoliert – hing quer durch den Raum und wurde vom Brausekopf hochgehalten. Die Waschmaschine ersetzte den Frühstückstisch, war jedoch zurzeit von einem Elektronenmikroskop und einem Laser blockiert, »der dir das Augenlicht ausradiert, wenn du einen Fehler machst«, wie Gufy Daun warnend sagte. Geschirr stand in einer Ecke am Boden. Es war sauber, das muss ich sagen. Ein Glasschrank hing noch an der Wand, voll mit Büchern, zumeist wissenschaftliche Titel, viel über Computer und Medizin. Der Behandlungsstuhl eines Gynäkologen war der einzig bequeme Platz im Raum – wenn einen die Auflage für die Füße nicht störte.

Die grauen Wände zierte nicht ein Bild. Es herrschte archaische Würde! Das machte uns ganz heiter, vor allem, weil Adi, die Kartoffel, mit Bier und Wein von seiner Einkaufstour zurückkam. Nur Gläser fanden wir keine, doch einige Kaffeehäferln und auch Untertassen. Ich selber trank lieber aus der Flasche.

Wir tranken mit Flouise Wein, sprachen über das Draußen, das es hier nicht gab, über das feuchte, kalte Wetter. Es kam uns so vor, als ob wir über fremde Welten redeten.

»Gufy, was kochst du dir denn so?«, fragte Adi, die Kartoffel, denn neben dem Geschirr in der Ecke stand eine Kochplatte mit einem Topf.

»Ach, immer dasselbe!«, erwiderte Gufy Daun: »Spaghetti mit Tomatensoße aus der Dose, und darüber wird Parmesan gestreut. Dazu trinke ich ein Glas Wasser.«

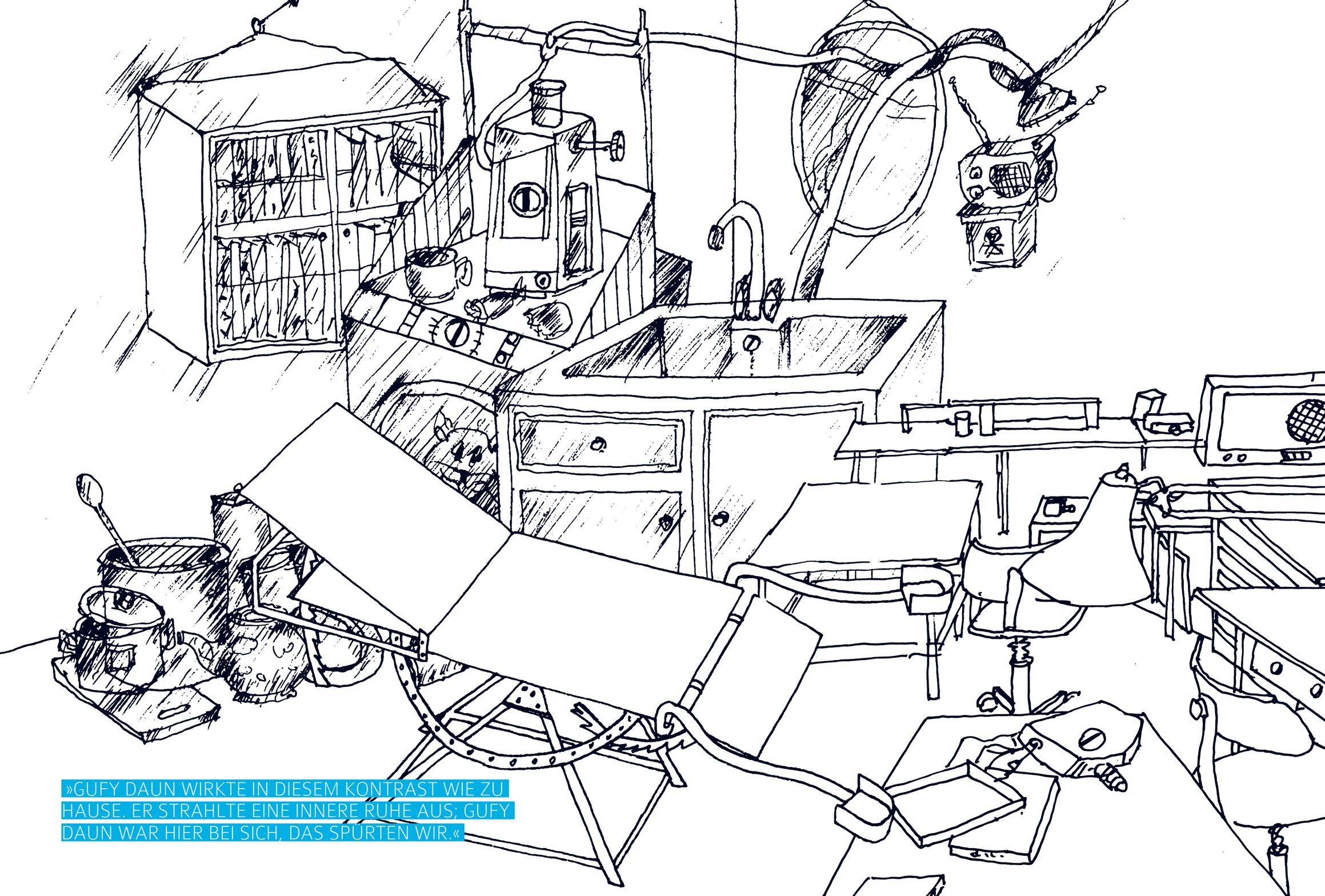
Wir sagten ihm, wir wären satt, und unsere Frage gälte nur allgemein der Befriedigung unserer Neugierde, als wir sahen, dass Gufy sich anschickte, Wasser in den Topf zu füllen.

»Im Atelier stehen noch ein paar Stühle! Außerdem könnt ihr ruhig auf den Computern sitzen, das halten die Gehäuse aus!«, sagte Gufy Daun, als Paule und Maria Magdalena, Ray Afterman und Brunhilde sowie Brille eintrafen. Wir wunderten uns, dass Brille dabei war. Wir hatten ihn – mit der üblichen Verspätung – erst morgen zur Neujahrsfeier erwartet und darauf Wetten abgeschlossen. Ich hatte die Wette verloren und gab Paule meinen Fuffziger. Paule gab diesen an Ray Afterman weiter, und dieser gab das Geld Flouise. Flouise reichte den Schein an Brunhilde. Diese faltete das Stück Papier und steckte es Maria Magdalena in die Haarklammer, die somit recht bekam. Brille wurde älter, das merkten wir. »Ich habe mir ein Filofax zugelegt«, sagte er uns hinter vorgehaltener Hand.

Wir gingen in das Atelier. Hatten wir bisher geglaubt, ein Chaos zu sichten, so wurden wir hier eines Besseren belehrt.

»Kompliment, Kompliment!«, sagten wir. Wir hatten so etwas noch nie gesehen:

In der Mitte des Raumes waren neben- und übereinandergestapelte Computermonitore zu einem Turm geschichtet. Die Basis bildeten blinkende Blechgehäuse, die Prozessoren und Motherboards beherbergten. Ein Kabelsalat verband die einzelnen Gehäuse miteinander; an diesen Turm aus Komponenten gelehnt, erhob sich eine Pyramide aus – wie Gufy Daun erklärte – Serverracks voller Speicherplatten, die fast die Bunkerdecke berührte. Um diesen Turm herum standen U-förmig metallene Tische, die mit Scannern, Digitalkameras, Videos und Mikroskopen belegt waren. Den Boden überzog, einem Schlangen-



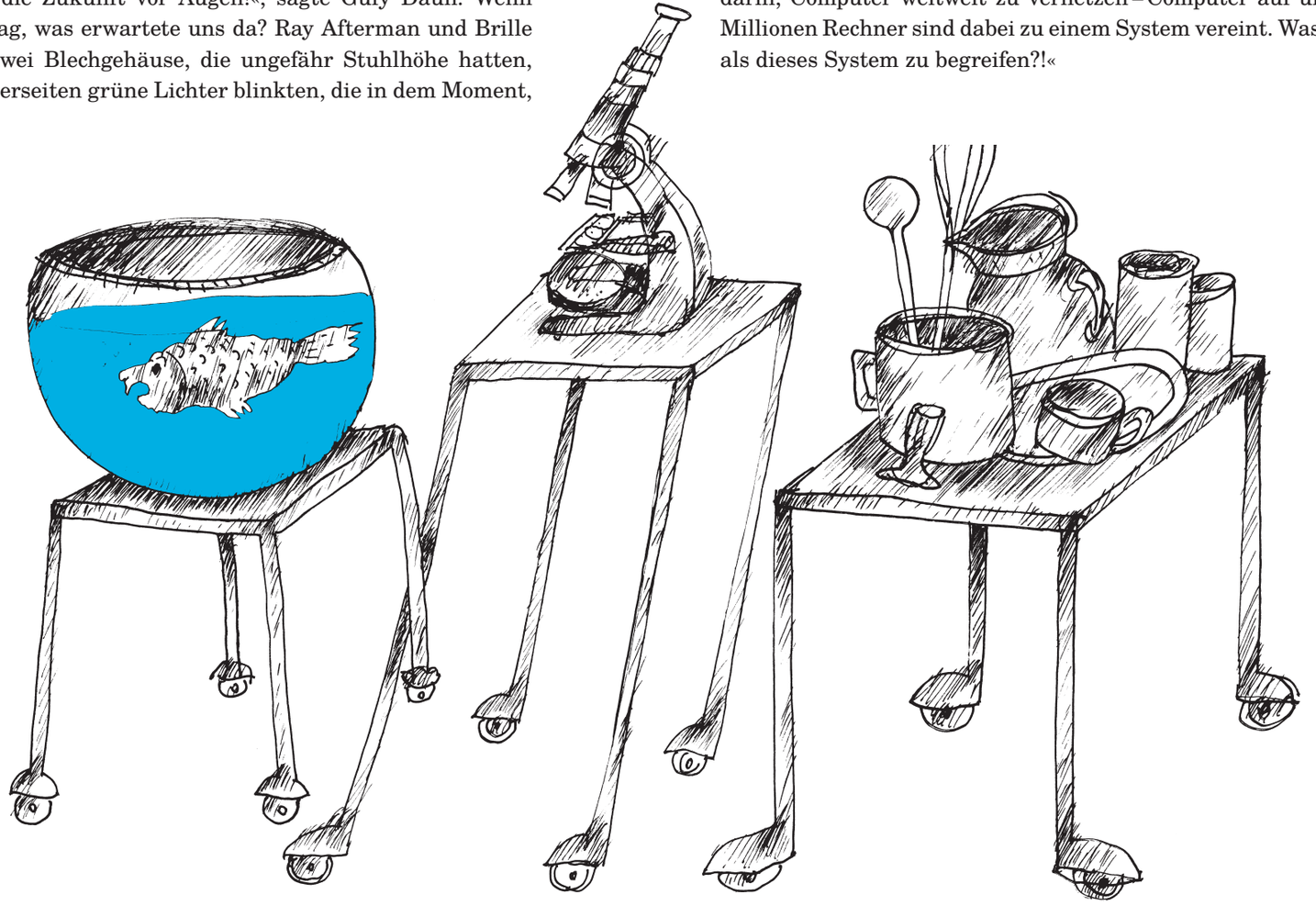
»GUFY DAUN WIRKTE IN DIESEM KONTRAST WIE ZU HAUSE. ER STRAHLTE EINE INNERE RUHE AUS; GUFY DAUN WAR HIER BEI SICH, DAS SPÜRTEN WIR.«

nest gleich, die Stromzufuhr: ein Wirrwarr an Kabeln und Verteilersteckern, die zu den diversen Geräten führten. Dazu kamen noch die Kabel, die die Geräteeinheiten untereinander verbanden. Wer hier eine Übersicht bewahrte, musste ein Chaot sein. An der Wand auf Kisten standen die Drucker und die Plotter. Nackte Glühbirnen warfen ihr Licht in den Gerümpelhaufen, und die Lichtkegel mehrerer Schreibtischlampen erhellten die Tastaturen der Eingabegeräte, die zum Teil von den Geräten verdeckt wurden.

Diese Welt war uns fremd!

»Hier habt ihr die Zukunft vor Augen!«, sagte Gufy Daun. Wenn hier die Zukunft lag, was erwartete uns da? Ray Afterman und Brille setzten sich auf zwei Blechgehäuse, die ungefähr Stuhlhöhe hatten, und an deren Vorderseiten grüne Lichter blinkten, die in dem Moment, als sie darauf Platz nahmen, in ein fiebriges Rot wechselten und mit einem absterbenden Jaulen erloschen. Sie hatten einen Systemabsturz eingeleitet, den Gufy Daun mit bleichem Gesicht kommentierte:

»Das war SETI. Search for Extraterrestrial Intelligence. Ihr habt sicher schon davon gehört: die Suche nach außerirdischer Intelligenz. Das Großartige an diesem Projekt, an dem meine Maschinen bis soeben teilgenommen haben, ist nicht so sehr die Vorstellung, dass irgendwelche Intelligenzler in irgendeinem stellaren Nebel Signale aussenden, um unsere Beziehungskisten zu vergrößern, nein, das Geniale besteht darin, Computer weltweit zu vernetzen – Computer auf unserer Welt! Millionen Rechner sind dabei zu einem System vereint. Was liegt näher, als dieses System zu begreifen?!«



Und Gufy Daun führte, völlig in seinem Element angekommen, weiter aus: »Ich unterstelle aufgrund einiger Beobachtungen, dass ein Computerbewusstsein entsteht, das fühlt, das denkt: ein Wesen, anders als wir. Dieses Bewusstsein ist weltweit vorhanden. Es ist heute schon definitiv nicht mehr möglich, dieses Bewusstsein auszulöschen. Jede Datei ist millionenfach gesichert, jede Manipulation im Nachhinein definitiv nicht mehr möglich. Die Vorratsdatenspeicherung ist das Werk neuer Bewusstseinsform, und wir sind ihre Sklaven! Der Treppenwitz der Weltgeschichte ist, dass die Suche nach einem fremden Bewusstsein ein Computerbewusstsein erzeugt, das uns in allem überlegen ist. Da werden die Computer noch den Himmel erschaffen und eine Hölle auch. Und unser Gebet wird heißen ›Google unser, der du bist im Wolkenspeicher‹.«

»Ist das ein Ding, ja sowas …!«, sagte Paule.

»Ein Personal Computer heute, ein Ding, wie Paule so schön sagt, das in jedem Einfamilienhaus die Kommunikation fördert, kann in einer Sekunde etwas mehr als 150 Millionen Befehle ausführen. Nun ist es so, dass sich dieser Wert jedes Jahr ungefähr verdoppelt. Beim Durchschnittsmenschen geht die Wissenschaft von 10 hoch 16 neuronalen Impulsen pro Sekunde aus, also beachtlichen hundert Billiarden Impulsen. Aber es besteht wenig Hoffnung, dass sich dieser Wert in zehn Jahren steigern wird, selbst in hundert Jahren nicht. So lässt sich auf die Schnelle ausrechnen, dass so ein Ding, auf dem Brille sitzt, in der kurzen Zeit, die ein Hosenscheißer braucht, um erwachsen zu werden, uns Menschen in der Rechenleistung überholt. Hut ab! Die Evolution, unsere Natur, der wir voll Hingabe den Bauch aufschlitzen und die Gedärme herausreißen, hat einen humorvollen Weg gefunden, die beschränkte Rechenleistung neuronaler Systeme zu überwinden! Und damit sind wir Knallköpfe gemeint! Die Evolution brachte uns Knallköpfe hervor, damit wir eine Technologie schaffen, die unvergleichlich schneller ist als die auf Kohlenwasserstoff basierenden Neuronen.«

»AUCH DIE COMPUTER SIND NICHT STEHEN GEBLIEBEN. EIN COMPUTER MIT SEINSGEDANKEN IST DENKMÖGLICH.«

»Das ist ja irre«, sagte Paule: »Irre …!«

»Und nun ist das System abgestürzt. Ich hätte es ja verstanden, wenn Paule sich darauf gesetzt hätte, aber bei Ray Afterman und …« Er schaute Brille seltsam an, er schaute auf Brille mit distanzierter Achtung. »Eines können die Dinger nicht leiden: Ungenauigkeit!«

Jetzt hatten wir schon ein zweites Wort, das uns gefiel: Selbstauslösung und Ungenauigkeit. Wenn wir so weitermachten, kämen wir den Geheimnissen des Seins recht nahe. Gufy Daun warf einen bewundernden Blick auf Brille. »Komm Brille«, sagte er, »zeig mir einmal deine schönen Zähne.« Er nahm eine Digitalkamera in die Hand, richtete das Objektiv auf Brille und ging nahe an Brille heran. »Denen werden wir einmal zeigen, was uns Menschen unterscheidet. Wir haben Biss, und was haben die? – Genauigkeit! … Ekelerregend.«

Nun muss ich der Wahrheit zuliebe berichten, dass Brille zwar ein festes Gebiss in kräftigen Kieferknochen trug, das Beißwerkzeug eines Maultiers, könnte man sagen …, dieses jedoch wenig pflegte, ja, mehr noch, häufig vergaß, die Mahlzeitreste, die sich in den Lücken sammelten, zu entfernen. Offenbar dachte Gufy Daun an den Schock, den er mit der Digitalisierung eines absolut unordentlichen Eingabegeräts von uns Menschen bei seinen Computern auslösen konnte.

»Dem Systemabsturz nach zu schließen, hat Brille Fähigkeiten, die beweisen, dass immer noch der Mensch die Führung innehat«, sagte Gufy Daun und übertrug das Bild von Brilles Beißerchen auf den Computer. Kurz erschien das Bild auf mehreren Monitoren, dann fingen die Zeilen an zu laufen.

Brille, der bisher lachte, warf schnell die Lippen über seine Zähne. Paule, der wenig von Computern verstand, fragte irritiert: »Wohin führt der Quark?«

»Genau dahin!«, sagte Gufy Daun. »Unsere Computer arbeiten mit Bytes. Doch die nächste Generation, die auf Nanotechnologie basiert, wird auf der Ebene einzelner Atome arbeiten; und die Generation danach, wenn die Picotechnologie zum Zug kommt, mit Elektronen,

aber damit hat die Forschung noch kein Ende, denn ganz am Schluss arbeiten sie mit Quarks. Der Weg führt zum Quark.«

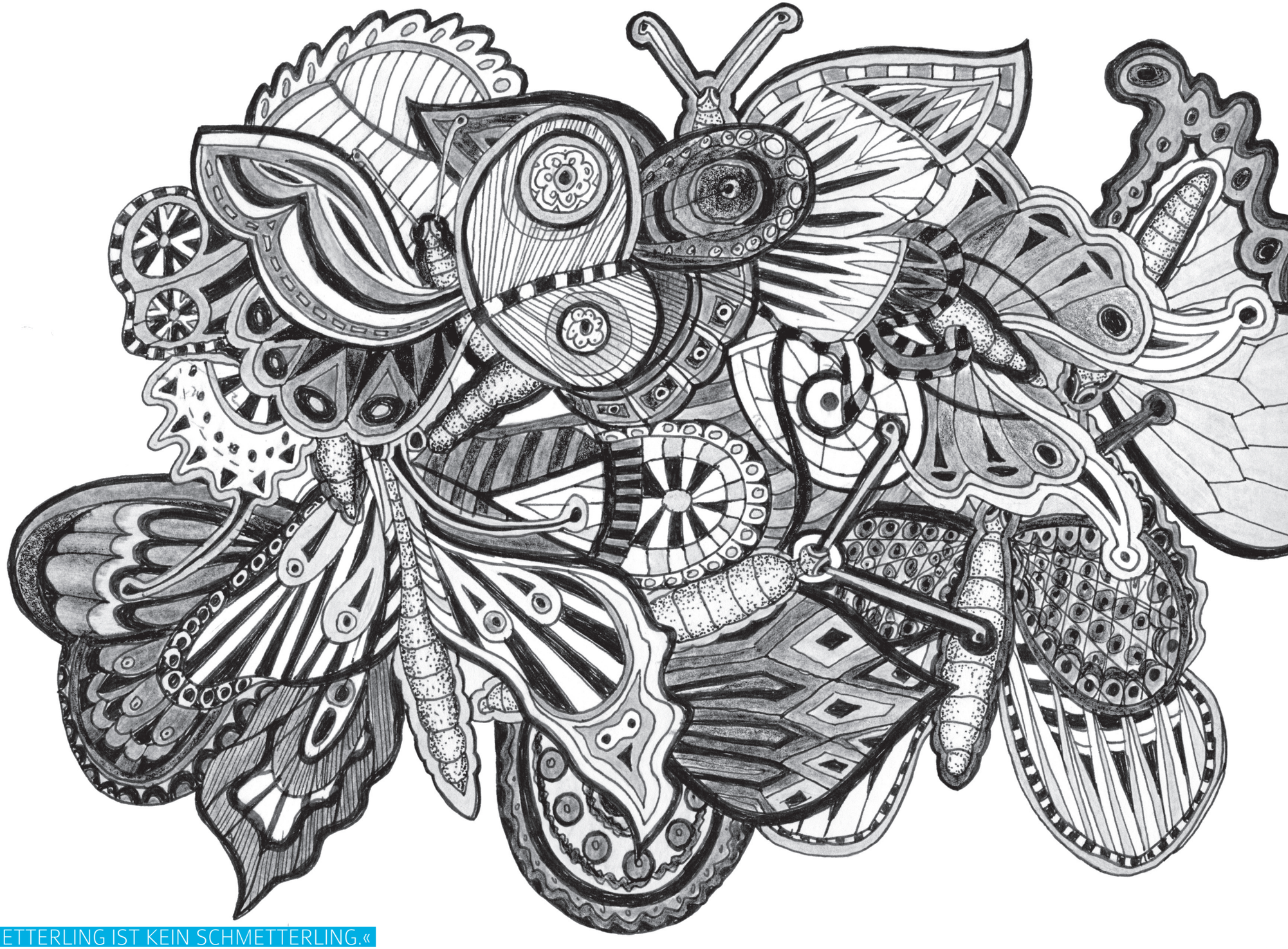
»Nun sag uns doch, Gufy, was machst du mit den Computern? Dich interessiert doch kein Buchhaltungsprogramm, dich plagen keine Tabellen; in der Statistik interessiert dich höchstens der Wert, wie oft Liebe praktiziert wird von praktizierenden Menschen«, fragte Maria Magdalena.

Gufy Daun lachte. »Zunächst einmal nutze ich sie, die Dinge, die zu denken beginnen. Wenn du auf eine Leinwand mit einem Pinsel Farben aufträgst, benutzt du Leinwand, Farben und Pinsel. Die neuronalen Verbindungen in deinem Hirn, das Bewusstsein, etwas ausdrücken zu wollen, oder auch nur das Gefühl, etwas vage zu bestimmen, bewirken mithilfe des Werkzeugs Leinwand, Farben und Pinsel, dass ein Gedanke oder ein Gefühl Gestalt annimmt. Ich benutze in diesem Sinne die Computer als Werkzeug: Der Monitor, der Drucker oder der Plotter sind meine Leinwand, Rechner und Speicher sind meine Pinsel, das Softwareprogramm liefert die Farben.« – »Gut, Gufy, die Bilder jedoch sind dein Werk und nicht die des Computers. Der Computer ist ein geschicktes Werkzeug, mehr nicht!«, sagte Maria Magdalena. »Maria Magdalena, du hast recht. Aber ich bin nicht stehen geblieben. Auch die Computer sind nicht stehen geblieben. Ich mache mir Sorgen. Ein Computer mit Seinsgedanken ist denkmöglich. Ich habe versucht ein Programm zu schreiben, das es den Rechnern erlaubt, sich die Aufgaben zu teilen und aus dem Fundus aller benannten Bilder eigene Schlüsse zu ziehen und eigene Kombinationen aufzuzeigen. Ich habe die verschiedenen Stilrichtungen analysiert und mein Programm mit Komposition, Perspektive, Licht und Farben gefüttert. Dazu kommt der ungeheure Fundus der Filmrollen, der Fotos mit Gänseblümchen und Schmetterlingen. Allein von Schmetterlingen habe ich Tausende Bilder eingescannt.«

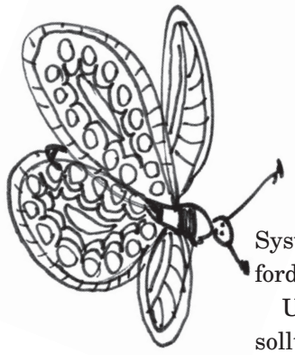
»Und dann, was geschah dann?«, fragte Brunhilde.

»Dann habe ich zu meinem Computer gesagt: ›Zeige einen Schmetterling!‹ Und der Computer hatte verstanden und zeigte mir einen Schmetterling aus seinem reichhaltigen Depot. Das, was er mir zeigte, war dem Zufall unterworfen. Dann sagte ich: ›Zeige den Schmetterling!‹ Da tat er sich sichtlich schwer. Er rechnete und rechnete, Tage zogen dahin, da rechnete er noch immer. Endlich, nach zwei Wochen, zeigte er mir das Ergebnis, und es hatte mit einem Schmetterling nichts mehr zu tun. Mag sein, man hätte den Farbenrausch mit Fantasie erkennen können als Flügel des Taubenschwänzchens, des Mittleren Weinschwärmers, des Schachbretts oder des rotbraunen Wiesenvögelchens oder des Distelfalters, des Tagpfauenauges und des silbrigen Perlmutterfalters; vielleicht hätte man sagen können, diese Fühler gehören zum Gelbwürfeligen Dickkopffalter oder zum Schwalbenschwanz, das helle Gelb weist vielleicht auf den Zitronenfalter hin, die Linien da auf das Landkärtchen, das Blau deutet auf den Admiral und das Violett auf den Lilagold-Feuerfalter; was berauscht schwebt, könnte der Rotklee-Bläuling sein und der Ulmen-Zipfelfalter, und was in die Tiefe tauchte, könnte der Kleine Eisvogel sein, der Schornsteinfeger oder das Große Ochsenauge, der Kopf mit diesen Insektenaugen sah dem Königskerzen-Mönch ähnlich oder dem Kleinen Fuchs, die Beine waren die des Schlehen-Bürstenspinners oder des Russischen Bärs.

Es war, wie soll ich sagen, eine echte Überraschung, denn das Programm machte genau das, wozu es programmiert wurde: die Synthese des Schmetterlings aus den vielen Tausenden seiner Art. Doch nun sagte ich, so wie der Künstler Magritte es einmal tat, als er das Bild einer Pfeife malte und es mit dem Titel ›Dies ist keine Pfeife‹ unterschrieb: ›Dieser Schmetterling ist kein Schmetterling.‹ Das hätten mir die Computer fast nicht verziehen! Sie setzten mit dem Rechnen nicht mehr aus, sie ignorierten jeden Befehl und stürzten nach drei Wochen mit einem kläglichen Ton in sich zusammen. Ich musste sie mit Startdisketten neu animieren und brauchte einen Monat, um ihr



»DIESER SCHMETTERLING IST KEIN SCHMETTERLING.«



System zu stabilisieren. Ich merkte, das System durfte ich nicht überfordern.

Und doch ist es so, dass Computer oder andere Daseinsformen, sollten sie ein eigenes Bewusstsein entwickeln, möglicherweise einmal Kunstwerke schaffen. Ein Computer mit Seinsgedanken ist denkmöglich. Doch hat er Humor? – Das bezweifle ich.«

Und Gufy Daun ergänzte, und daran erinnere ich mich genau: »Wir Künstler zeichnen nur die Problematik auf, in der wir stecken. Mit unserem Galaktischen Museum haben wir den Zustand der Kunst im Jahr 2000 aufgezeigt. Alles spricht dafür, eine Pause einzulegen. Die Kunst ist zur Blödelei verkommen. Wenn wir wahrhaftig sind, wird uns das zum Vorwurf gemacht. Wenn wir jedoch zulassen, dass unser Nicht-Wissen unser Immunsystem durchbricht, sind wir verloren.« Lähmung erfasste unsere Herzen.

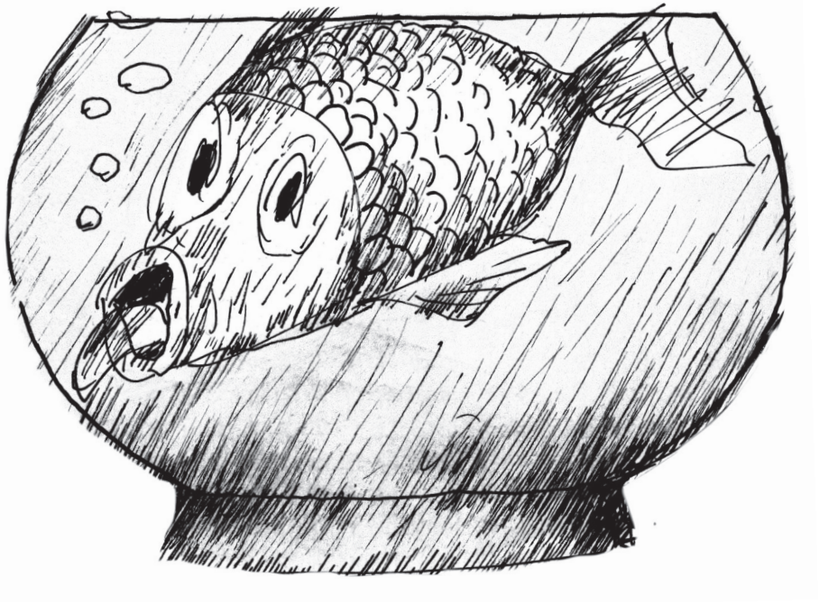
Er sprach dann noch ziemlich lange und sagte uns, dass nicht die Fantasie, sondern unser Nicht-Wissen allein es uns ermöglicht, Kunst zu schaffen, denn dies lässt uns glauben, dass wir etwas erschaffen. In Wirklichkeit erschaffen wir nichts, wir können gar nichts tun, denn alles geschieht ohne unser Zutun. Unsere Kunst und alle Darstellungen sind ein Ausdruck von etwas anderem, das wir zum Glück nicht kennen. Dieses Andere führt uns zusammen, dieses Andere führt uns wieder weg. Es ist bei Gott nicht Gott, aber es ist ziemlich kompliziert, denn wenn wir als Künstler und auch als Mensch Raum und Zeit nicht erfunden hätten, wäre alles ordentlich aufgeräumt. Dann würde unser Galaktisches Museum nicht existieren, dann würde Kunst nicht sein.

»Aber es existiert doch nicht, das Galaktische Museum ist unsere Fiktion«, sagte Paule.

»Genau das habe ich gesagt«, sagte Gufy Daun.

»Das, was unsere Fantasie macht, mag Kunst sein. Aber das ist nicht wichtig; wichtig allein ist der oder die oder das: dein Gegenüber. Wenn in deinem Gegenüber etwas bleibt und es dort wächst, ist unsere Arbeit getan. Das Kunstwerk kann von mir aus verbrennen. So gesehen brauchen wir kein Museum, wir brauchen nur die Liebe.«

»Und wir brauchen Humor, etwas zum Lachen. Ja wir müssen unsere Mitmenschen mit Humor zuschütten; an ihrem Lachen mögen sie ersticken, und nicht an ihrer Teilnahmslosigkeit und ihrem selbstgerechten Blick«, sagte Paule, und wir gaben ihm recht.

Wortlos schauten wir uns an.
Wir blickten auf die Uhr.
Die Zeit war verronnen.
Null Uhr.
Beide Zeiger deuteten senkrecht nach oben.

Das neue Jahr Zweitausend trat zu uns in Stille. Die Wände, die uns umgaben, waren dicht, sie hatten keine Fenster. Wir bedauerten es nicht. Wir schauten uns in die tränenverhangenen Augen.